

RHEINISCHE LEBENSBLDER

BAND 7

*Im Auftrag der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde
herausgegeben von Bernhard Poll*

RHEINLAND-VERLAG GMBH · KÖLN 1977

in Kommission bei
RUDOLF HABELT VERLAG GMBH · BONN

WILHELM LEVISON

(1876—1947)

Von Paul Egon Hübinger

Aufschwung und Blüte der spezifisch historischen Disziplinen stellen eine der großen wissenschaftsgeschichtlichen Leistungen dar, an denen das 19. Jahrhundert so reich ist. Als der Geist der Historischen Schule sich in Deutschland mit der kritisch-philologischen Methode verband, um bei den Quellen, die über vergangene Zustände, Ereignisse und Menschen unterrichten, die Spreu vom Weizen zu sondern, aber auch aus Fälschung, Irrtum und Geschichtslegende noch Aufschluß über eine verschollene Wirklichkeit zu gewinnen, kam dies besonders der Erforschung des Mittelalters zugute. Die an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität wirkenden Historiker haben hieran zunächst lange keinen Anteil gehabt. Dies muß überraschen, denn der hier habilitierte Heinrich v. Sybel (1817-1895) hat schon 1841/42 nach Rankes Vorbild erstmals „Historische Übungen“ veranstaltet, die so gut wie ausschließlich der Quellenkritik meist anhand mittelalterlicher Texte galten. Sybel rief auch 1861, bei der Berufung, die ihn von München an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zurückführte, das Historische Seminar ins Leben. Gleichwohl zählten weder er noch einer der anderen Bonner Historiker zu den Mitarbeitern der *Monumenta Germaniae Historica*, und deren Nachwuchs rekrutierte sich nicht aus dem Bonner Seminar. Das änderte sich auch nicht, als 1884 das Übergewicht der Sybelschule hier ein Ende fand. Schließlich blieb die in Bonn gepflegte Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert ebenfalls völlig unberührt von dem durch Julius Ficker (1826—1902) und Theodor Sickel (1826-1908) inaugurierten Fortschritt in der Urkundenforschung, obwohl Ficker von hier ausgegangen war und die Universität seit 1872 ein mit Karl Menzel (1835-1897) besetztes Ordinariat für Historische Hilfswissenschaften besaß. Erst 1898 gewann sie mit Menzels Nachfolger Karl Hampe (1869-1939) einen ausgesprochenen Mediaevisten und nun erstmals auch einen bereits bewährten Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae Historica*. Doch er folgte bereits fünf Jahre später dem Ruf nach Heidelberg. Der Lehrstuhl diente nunmehr dazu, im Zusammenhang mit hochschul- und konfessionspolitischen Erwägungen Aloys Schulte (1857-1941) nach Bonn zu ziehen. Schon durch bedeutende Leistungen sowohl im Bereich der mittelalterlichen wie der neueren Geschichte ausgewiesen, konzentrierte Schulte sich vornehmlich auf

umfassende Komplexe der Sozial-, Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte und behandelte im akademischen Unterricht die allgemeine Geschichte von Mittelalter und Neuzeit. Im gleichen Augenblick wurde das Gewicht der Mediaevistik und der Historischen Hilfswissenschaften in Bonn jedoch dadurch verstärkt, daß sich im Sommer 1903 hier ein junger Forscher habilitierte, der diese Bereiche zu seinem Arbeitsfeld erwählt hatte und die souverän gehandhabte historisch-kritische Methode mit einem Höchstmaß an Gelehrsamkeit und umsichtiger Sorgfalt verband: Wilhelm Levison.

Während der folgenden Jahrzehnte führte ein hier nicht näher zu schildernder Spezialisierungsprozeß dazu, daß die Inhaber der geschichtswissenschaftlichen Bonner Lehrstühle sich in Forschung und Lehre — von der Alten Geschichte abgesehen — teils mit der jüngsten Vergangenheit oder der Universalgeschichte, teils mit der europäischen Geschichte zwischen dem 17. und 20. Jahrhundert befaßten. So fiel die mittelalterliche Geschichte immer mehr und endlich ganz allein Levison zu. Schon aus diesem rein äußeren Grunde verkörperte sich die Mediaevistik an der Universität Bonn zu erheblichem Teil in seiner Person. Wie sehr dies auch innerlich begründet war, wie bedeutend Levisons Leistung bei der Aufhellung komplizierter Quellenfragen und besonders schwieriger Partien der mittelalterlichen Geschichte Europas gewesen ist, wie segensreich dieser Mann als akademischer Lehrer wirkte, ist vielen der heute Lebenden noch aus eigener Erfahrung bekannt. Vor dem Hintergrund des geringen Beitrags, den die Mittelalterforschung bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität erfahren hatte, hebt sich Levisons Erscheinung um so eindrucksvoller ab. Zudem war sein Leben mit der Bonner Hochschule und ihrem nächsten Umkreis so eng verbunden, wie es nur bei wenigen der hier vor, neben und nach ihm wirkenden Fachgenossen der Fall gewesen ist.

Wilhelm Levison wurde am 27. Mai 1876 als ältester von zwei Söhnen des Kaufmanns Hermann Levison (1839—1886) und seiner Ehefrau Josephine geb. Goldschmidt (1845—1916) in Düsseldorf geboren. Die Familie stammte aus Siegburg. Dort ist sie in ununterbrochener Bodenständigkeit seit 1681 sicher nachweisbar und bis zum Jahr 1939 ansässig geblieben, zuletzt vertreten durch einen Vetter des Historikers, der später in Theresienstadt umgekommen ist und mit dem zugleich die vielhundertjährige Geschichte der jüdischen Gemeinde in dem Städtchen am Fuß des Michaelsberges grausam endete. Levison fühlte sich dieser rheinischen Heimat tief verbunden und hat das in guten und bösen Tagen durch Wort und Tat bezeugt. Als er in der nationalsozialistischen Zeit einen Personalbogen auszufüllen hatte, in dem eine Rubrik dem besonderen Forschungsgebiet galt, während die Frage nach der arischen Abstammung lange vor Einführung des späteren Judensterns darauf zielte, jüdische Mitbürger aus der „Volksgemeinschaft“ auszuschließen, hat Levison mit stiller, aber

wohlerwogener Bestimmtheit unter der von ihm als Arbeitsbereich genannten Geschichte des abendländischen Mittelalters und älteren deutschen Geschichte „namentlich“ die „Geschichte meiner Rheinischen Heimat“ hervorgehoben. Das besitzanzeigende Fürwort und der damit verbundene Hinweis auf die Heimat widersetzten sich unüberhörbar dem Versuch, Levison zum Fremden zu stempeln. Die Vorfahren waren kleine Handelsleute gewesen. Es war noch nicht gar zu lange her, daß sie aus der traditionellen Gebundenheit des Judentums hatten heraustreten können. Erst dreißig Jahre vor Levisons Geburt, 1846, hatte sein Großvater, Mendel Levi (1786—1852), der eine Tuchhandlung führte und „sein Leben mehr dem Studium der Thora und hebräischer Literatur widmete als der Erlangung von Reichtum“, auf Grund einer damals ergangenen Regierungsverfügung den festen Familiennamen angenommen, der auch äußerlich dokumentierte, daß die Zeit der Sonderstellung für die Juden zu Ende sein sollte. Levison selbst hat in der von ihm vorbildlich erforschten und dargestellten Geschichte seiner Familie, die als postumes Geschenk des Verfassers zugleich an die alte Heimat 1952 in Bonn veröffentlicht worden ist, geschildert, wie sich das „Hineinwachsen in die deutsche Bildung“, die „geistige ‚Assimilation‘ im guten Sinne“ in der Generation, die ihm voraufging, mit erstaunlicher Schnelligkeit vollzog. Liest man hier, daß nicht erst der Großvater, sondern unmittelbar vor ihm direkt aufeinanderfolgende weitere Ahnen durch den Ehrentitel Rabbi ausgezeichnet waren, weil „die Beschäftigung mit Thora und Talmud neben der Sorge für das tägliche Brot bei ihnen eine erhebliche Rolle gespielt . . . hat“, so begreift sich leichter, daß der Enkel des letzten dieser Schriftgelehrten sich schon früh durch die Neigung zu wissenschaftlicher Tätigkeit und durch entsprechende hervorragende Begabung auszeichnen konnte. Das Reifezeugnis, das der noch nicht achtzehnjährige Wilhelm Levison am Städtischen Gymnasium zu Düsseldorf erhielt, bescheinigte ihm „ganz außergewöhnliches Interesse“ für die Altertumswissenschaft und eine „Sicherheit von Kenntnissen“ im Fach der Geschichte, die „nicht unerheblich den von der Schule anzulegenden Maßstab überstieg“. Levisons „Teilnahme, die sich nicht auf den Gegenstand des Unterrichts beschränkte“, und „selbständige wissenschaftliche Arbeiten, die außerhalb des Kreises der Schule lagen“, werden besonders hervorgehoben.

Der Direktor des Gymnasiums, der nachmals zum Vortragenden Rat im preußischen Kultusministerium aufgestiegene namhafte Pädagoge Adolf Matthias (1847—1917), einer der bedeutendsten Scholarchen seiner Zeit, empfahl den Abiturienten „als den begabtesten Schüler, der ihm in der Praxis vorgekommen sei“, an Heinrich Nissen (1839—1912), den gelehrten Vertreter der Alten Geschichte an der Universität Bonn, die der junge Levison zum Sommersemester 1894 bezog, um Geschichte und Klassische Philologie zu studieren. Ein Stipendium aus einer Düsseldorfer Stiftung, das für ihn erwirkt

worden war, ermöglichte ihm das Studium, zu dessen Finanzierung er selbst als Amanuensis der Universitätsbibliothek, später auch durch den Gewinn akademischer Auszeichnungen beitrug. Der frühe Tod des Vaters hatte für die kleine Familie erhebliche wirtschaftliche Bedrängnis zur Folge gehabt. Auch später war Levison nie übermäßig mit Glücksgütern gesegnet — ganz der Nachfahre seiner oben erwähnten Ahnen, die höhere Ziele als irdischen Gewinn verfolgten.

Altertumswissenschaftliche Vorlesungen im weitesten Sinne nehmen während der ersten Semester im Studienplan Levisons den größten Raum ein. Rechnet man die Vorlesungen und Übungen Nissens mit dazu, so ist Geschichte zunächst nur durch das an deutsche erzählende Quellen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts anknüpfende Proseminar bei Reinhold Koser (1852—1914) und dessen Vorlesung über brandenburgisch-preußische Geschichte bis 1840 vertreten, sodann durch die mit Kosers wissenschaftlicher Hauptleistung im engsten Zusammenhang stehenden Seminarübungen zur Geschichte Friedrichs d. Gr., die Levison schon im zweiten Semester bei dem Biographen des Preußenkönigs mitmacht. Auch in Berlin, wo Levison das Sommersemester 1895 verbrachte, überwiegen noch bei weitem philologische und althistorische Lehrveranstaltungen, die er bei Otto Hirschfeld (1843—1922), Johannes Vahlen (1830—1911), Paul Kretschmer (1866—1956), Bernhard Kübler (1859—1940) und Hermann Dessau (1856—1931) besucht. Doch hört er hier — als einzigen Vertreter der Mittleren und Neuen Geschichte — Scheffer-Boichorst über mittelalterliche Geschichte Deutschlands seit der Stauferzeit und nimmt vor allem — „eifrig und selbstthätig“ bemerkt der Professor — an dessen weitberühmten Seminar, einer hohen Schule der Quellenkritik, teil. Die erste Berührung mit der Sphäre, in der Levison später als Forscher hauptsächlich tätig werden sollte, vollzog sich für den nach Bonn zurückgekehrten Studiosus während des Sommersemesters 1896 in einer Übung von Moriz Ritter, die als „Cursus deutscher Geschichtsquellen des 6. bis 9. Jahrhunderts“ angekündigt war. Die „Erziehung zur gewissenhaften Arbeit im großen und kleinen“, die er im Seminar dieses Gelehrten erfahren hat, rühmte Levison noch nach Jahrzehnten und gedachte auch dankbar der gleichzeitig absolvierten paläographischen Übungen bei Menzel, aus denen er „mancherlei“ „habe... lernen können“. Historische Vorlesungen und Übungen nehmen nun einen größeren Raum neben den bei Hermann Usener (1834—1905), Franz Bücheler (1837—1908), Anton Elter (1858—1925), Alfred Körte (1866—1946), Felix Solmsen (1865—1911) und Georg Loeschke (1852—1915) belegten Stunden ein. Bei dem an Kosers Stelle neuberufenen v. Bezold hört Levison Geschichte der Französischen Revolution und der napoleonischen Zeit sowie eine Vorlesung über das 19. Jahrhundert, bei Ritter den gleichen Stoff, den in Berlin Scheffer-Boichorst vorgetragen hatte, außerdem Geschichte der europäischen Staaten von 1660 bis 1789. Ein Seminar

über Fragen aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges führte unter Ritters Leitung in Forschungen ein, die dieser gerade für seine große Darstellung der gleichen Zeit unternahm. In den letzten Studiensemestern tritt schließlich ein bisher nicht belegtes Fach in Levisons Interessenkreis. Er besucht Eberhard Gotheins (1853—1923) Kolleg über „Geschichte der Leibeigenschaft und Bauernbefreiung“, hört verschiedene Vorlesungen bei Heinrich Dietzel (1857—1935) über Allgemeine Nationalökonomie, Wirtschaftspolitik, Handwerkerfragen und nimmt bei diesem sowie bei Gothein am Staatswissenschaftlichen Seminar teil. Es handelt sich offenbar nicht um ein Begleitstudium, wie es seit den ersten Semestern für Levison in nicht gerade eindrucksvollem Umfang Philosophie, in größerem Ausmaß Geographie bei Johann Justus Rein (1835—1918) und Alfred Philippson (1864—1953) gebildet hatten. Ein Zusammenhang der sozial- und staatswissenschaftlichen Studien Levisons mit dem Stoffkreis seiner Dissertation, die als „Beitrag zur Geschichte der Bevölkerungsstatistik“ „Die Beurkundung des Civilstandes im Altertum“ behandelte, ist offenkundig. Er stützte sich bei dieser Untersuchung — anders als Julius Belochs (1854—1929) antike Bevölkerungsgeschichte — auf die mit systematischem Fleiß ermittelte Fülle epigraphischer Zeugnisse, deren urkundlicher Gehalt von ihm mit großer Akribie interpretiert wird. Mag auch das kurz darauf einsetzende Zeitalter der Papyrusfunde eine veränderte Grundlage für derartige Studien bereitgestellt haben, so bleibt die Erstlingsarbeit Levisons eine methodisch wegweisende, sachlich vorzügliche Leistung, die heute, nach siebenzig Jahren, immer noch mit Ehren genannt wird. Sie trug ihrem Verfasser nach Rigorosum und damals noch üblicher Disputation am 19. Januar 1898 die Promotion summa cum laude zum Dr. phil. der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität ein. Nissen, bei dem Levison viele Semester hindurch an Vorlesungen und Seminarübungen teilgenommen hatte, war es, unter dessen Leitung diese alsbald in Band 102 der „Bonner Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande“ veröffentlichte Dissertation entstanden war — die Altertumskunde oder Alte Geschichte schienen nach einem Studiengang, der mehrere Wege offenließ, den jungen Wissenschaftler endlich doch für sich gewonnen zu haben. Nissen freilich war weit entfernt davon, sein Spezialgebiet der Alten Geschichte als Teilstück der Klassischen Philologie oder gar als eine eigene, von der allgemeinen Geschichte abgesonderte Disziplin zu betrachten. Er hat wie sein Lehrer Karl Wilhelm Nitzsch (1818—1880) immer mit größter Entschiedenheit die Einheit des historischen Fachs verfochten. Diese Ansicht hat er dadurch praktisch betätigt, daß er die an den erzählenden Quellen zur mittelalterlichen Geschichte erprobten kritischen Grundsätze auf Texte der antiken Historiographie übertrug. So war Levison methodisch durch Nissens Schule nicht weniger als in Scheffer-Boichorsts und Ritters Seminar für den Weg gerüstet worden, den er nun bei der Erforschung des Mittelalters ein-

schlagen sollte. Alle seine quellenkritischen Arbeiten zeigen die in seinen Werdejahren speziell durch das Studium der Klassischen Philologie und die gelehrte Unterweisung bei Nissen zugleich mit dem Eindruck von Ritters Forscherernst empfangene Wesensprägung. Als Levison im zweiten Band der Bonner Universitätsgeschichte, der 1933 auf Bezolds Schilderung des ersten Halbjahrhunderts der Hochschule den Werdegang der einzelnen Institute und Seminare folgen ließ, das Historische Seminar behandelte, grub er aus älteren Dissertationen verschiedene Thesen aus, die alle besagen, es gebe keinen anderen Zugang zur Geschichte als den Weg der Philologie. Indem er diese Ansicht als ein Element der Entwicklungsgeschichte historischer Studien in Bonn herausarbeitete, deutete Levison zugleich an, daß sie seiner eigenen Erfahrung und Überzeugung entsprach.

Am gleichen Ort und fast im gleichen Zeitpunkt wie Levisons Erstlingsarbeit erschien 1898 aus seiner Feder ein Aufsatz, der dem jungen Autor zum Schicksal werden sollte. Unter dem schlichten Titel „Zur Geschichte des Frankenkönigs Chlodowech“ griff Levisons Studie in die Diskussion ein, die von zahlreichen Forschern über Chronologie und kausalgenetischen Zusammenhang der weltgeschichtlich so folgenreichen Ereignisse aus der Regierungszeit des fränkischen Reichsgründers geführt wurde, seitdem nicht einmal mehr die Angaben des Gregor von Tours über Alemannenschlacht, Gotenkrieg und Taufe des Königs als zuverlässig betrachtet werden konnten. Sorgfältig prüfte er, „wieweit die dürftige Überlieferung überhaupt eine sichere Erkenntnis gestattet“, scharfsinnig interpretierte er das als zuverlässig Erkannte, behutsam verband er diese membra disiecta mit den für die Einzelkritik wie für den Entwurf eines Gesamtbildes unerläßlichen Hypothesen, stets von geistiger Selbstbeherrschung gezügelt, nie von vorgefaßten Meinungen zu fragwürdigen Konstruktionen verleitet. Methodisch ist bereits dieser erste Aufsatz ein Zeugnis vollendeter Reife seines Autors. Die Vorzüge, die ihn kennzeichnen, der Forschungsstil und die nüchterne Sachlichkeit der Darlegung, werden auch alle späteren Arbeiten Levisons beherrschen. Gegenüber jüngeren, teilweise mit bewundernswertem wissenschaftlichem Aufwand von verschiedenen Gelehrten unternommenen Versuchen, das Dunkel über den entscheidenden Vorgängen aus der Geschichte Chlodwigs auf andere Weise zu lichten, haben sich Levisons Resultate behauptet. Wie differenziert die Bereitschaft einzelner Historiker immer sein mag, alle bei so verzweifelter Quellenlage nun einmal unvermeidlichen Annahmen mitzuvollziehen — die von Levison vorgelegte Lösung der Probleme ist im allgemeinen rezipiert worden. Sie gehört zum festen Bestand unseres Wissens über die Jahrhunderte, in denen sich der Wandel vom Altertum zum Mittelalter vollzogen hat. Der Aufsatz des Zweiundzwanzigjährigen bewirkte eine Wendung in seinem Dasein, die für dessen ganzen weiteren Verlauf entscheidend wurde. Der größte Teil von Levisons Lebensar-

beit sollte nach diesem Erstling auf mediaevistischem Feld der Aufhellung der „Dark Ages“ durch Editionen, vorbereitende Untersuchungen, begleitende Einzeldarstellungen und schließlich auch größere Zusammenfassungen gelten. Die Chlodwig-Studie erregte nämlich die Aufmerksamkeit von Bruno Krusch (1857—1940). Er arbeitete seit zwanzig Jahren für die *Monumenta Germaniae Historica* an der Ausgabe von Quellen zur Geschichte der Merowingerzeit und war nach dem Erscheinen des dritten Bandes der *Scriptores rerum Merovingicarum*, in dem er zahlreiche Heiligenleben ediert hatte, dabei, aus der verwickelten Fülle hagiographischer Schriftwerke von häufig zweifelhaftem Quellenwert weitere Viten herauszuschälen, die für die fränkische Zeit historische Glaubwürdigkeit verdienen. Als Mitarbeiter dieses hervorragenden, freilich bis zur Grobschlächtigkeit streitbaren und nicht immer bequemen Forschers trat Levison gleich nach glänzend bestandener Staatsprüfung für das Höhere Lehramt im Januar 1899 in den Dienst der *Monumenta Germaniae Historica*. Er siedelte nach Hannover über; dort war Krusch hauptamtlich als wissenschaftlicher Beamter am Staatsarchiv tätig. Zwei Jahre später folgte Levison ihm an den neuen Dienstort Breslau. Schon damals hatte er ins Auge gefaßt, sich zu habilitieren, und man hätte ihn bereits früher gern in Bonn behalten, wo besonders Hermann Hüffer (1830—1905), Professor der Rechte, aber zugleich Historiker mit weitreichenden Interessen und Beziehungen, seinen Fortgang bedauerte. Nissen jedoch hatte Kruschs „Werbung das Wort geredet, weil ein junger Mann sich in der Welt umsehen muß“. Er empfahl ihn freilich unter Hinweis auf Levisons akademische Pläne auch dem damals in Breslau als Ordinarius wirkenden Aloys Schulte.

Es war dann ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in der Konstellation des Jahres 1903, die Schulte auf den Lehrstuhl in Bonn führte, Levison sich hier habilitieren konnte, um zunächst die Pflege der Historischen Hilfswissenschaften zu übernehmen, die zwar nicht mehr ausschließlich dem Inhaber des wiederhergestellten Ordinariats oblag, aber von diesem doch erwartet wurde. Die Nennung von Harry Bresslau (1848—1926) vor Schulte und von Alfons Dopsch (1868—1953) nach ihm in dem Besetzungsvorschlag der Fakultät zeigt dies deutlich. Über Levisons Gesuch um Habilitation für Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften vom 17. Januar 1903 entschied die Fakultät im Lauf des Monats Mai einhellig positiv. Der im Einklang mit einem von dem mächtigen Friedrich Althoff (1839—1908) am 1. Februar deutlich zu erkennen gegebenen Wunsch in den Berufungsvorschlag der Fakultät vom 11. Februar aufgenommene und dann alsbald ernannte Schulte hatte sein Bonner Amt eben angetreten. Er erklärte sich mit Levisons Zulassung „völlig einverstanden“. Es dürfte ihm besonders erwünscht gewesen sein, daß der Habilitand sich der Hilfswissenschaften würde annehmen können, weil damit einer Gefahr für ihn selber, auf dieses Gebiet abgedrängt und

beschränkt zu werden, die er auf Grund früherer Erfahrungen in Freiburg und nach Lage der Dinge nicht für ausgeschlossen halten mochte, vorgebeugt war. Als Habilitationsschrift hatte Levison eine mit seiner Monumenta-Arbeit zusammenhängende Abhandlung über Bischof Germanus von Auxerre und die Quellen zu seiner Geschichte eingereicht. Er hatte den ursprünglichen Text der Vita dieses im fränkischen Reich hochverehrten Heiligen aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts in Londoner Handschriften des 13. Jahrhunderts, von denen eine aus Arnstein an der Lahn stammt, zuerst erkannt. Ritter, der das Votum zu erstatten hatte, urteilte, die Arbeit gehe „weit über“ die „strengsten Anforderungen hinaus“, die sich in der Abteilung der Monumenta Germaniae Historica, bei der der Verfasser beschäftigt sei, „eigentlich von selbst“ verstünden. „Die in strenger Ordnung der Gedanken und mit einer besonders auch im Vergleich mit Kruschs Ergüssen sehr angenehm wirkenden Maßhaltung und Vorsicht im Ausdruck wie im Urteil angestellten Untersuchungen“, deren Wert für die Zeitgeschichte der Merowinger der Autor selbst teilweise zu bescheiden einschätze, genügten den zu stellenden Anforderungen „im vollsten Umfang“. Nissen schloß sich diesem Urteil ebenso wie Bezold an. Er gab seiner besonderen Freude darüber Ausdruck, daß die „historischen Lehrkräfte“ der Fakultät „durch einen ständigen Mitarbeiter der MGH . . . , der durch seine Arbeiten auf enge Fühlung mit dem ausgehenden Altertum angewiesen ist“, ergänzt würden. Das Kolloquium, bei dem Levison über den Einfluß der Iren auf das merowingische Reich sprach, fand am 8. Juli 1903 statt, die öffentliche Antrittsvorlesung über „Die Politik in der Visionsliteratur des frühen Mittelalters“ am 26. Oktober. Die Ankündigungen des neuen Privatdozenten beschränkten sich in den ersten Semestern, die der Habilitation folgten, auf Lateinische Paläographie des Mittelalters, Quellenkunde der deutschen Geschichte im Mittelalter und Urkundenlehre.

Diese drei Bereiche hat Levison seitdem ständig in Vorlesungen und Übungen gepflegt und zwar so, daß kaum einmal ein Semester ohne Angebot aus einem von ihnen verging. Später fügte er eine mehrstündige Vorlesung über Historische Geographie Europas, ein zweimal in den dreißiger Jahren gelesenes Kolleg über Zeitrechnung und eine Vorlesung zur Einführung in das Studium der Geschichte hinzu. Die Quellenkunde — zunächst der deutschen, dann der europäischen Geschichte im Mittelalter — hat er nicht weniger als zwölfmal in dreißig Jahren angekündigt, öfter als irgend eine andere seiner Vorlesungen. Ungefähr alle vier Jahre wiederholte er den auf zwei Semester berechneten Kurs in Paläographie; dazwischen schob er — in zehn Semestern nachzuweisen — Vorlesungen zur Einführung in die Urkundenlehre. Bereits im Wintersemester 1904/05 setzten mit einem später mehrmals wiederaufgenommenen Kolleg über „Geschichte des Papsttums im Mittelalter“ Vorlesungen allgemeinhistorischer Art ein. Von ihnen hat Levison am häufigsten die zuerst 1907/08

zweistündig, später vierstündig veranstaltete „Geschichte des Abendlandes vom 4. bis 9. Jahrhundert“ angekündigt — unter Einschluß einer nur einmal erscheinenden „Geschichte des Mittelalters I“ nicht weniger als siebenmal. Als Epochenkolleg begegnet außerdem nur noch „Geschichte der Kaiserzeit“. Das Spätmittelalter hat Levison auf andere, gleich zu erwähnende Weise im Hörsaal behandelt. In den zwanziger und dreißiger Jahren las er verschiedentlich einstündig über die Geschichte der Kreuzzüge. 1922/23 und wiederum 1926 trug er „Geschichte des Rheinlands“ vor. Besonderes Interesse brachte Levison der englischen Verfassungsgeschichte entgegen, über die er seit dem Sommersemester 1907 nicht weniger als sechsmal Vorlesungen angezeigt hat: zu ihnen kam ein dreimal veranstaltetes Kolleg über „Englische Geschichte in der Tudor- und Stuart-Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Verfassungsentwicklung“ hinzu, bei dem die Epochengrenze des Mittelalters gegenüber der Neuzeit überschritten wurde. Mit der englischen Verfassungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert hat sich Levison gelegentlich auch in Vorträgen beschäftigt, die bis zu den jüngsten Tagesereignissen reichten. Verwandtschaftliche Beziehungen und häufige Reisen verbanden ihn — von wissenschaftlichen Interessen ganz abgesehen — mit England stärker als mit irgendeinem anderen Land außerhalb Deutschlands. Ganz vereinzelt unter Levisons akademischen Unterrichtsveranstaltungen steht eine im Sommersemester 1914 ohne erkennbaren Anlaß angekündigte einstündige Vorlesung über die Geschichte der Einigung Italiens. Als nach dem Kriegsende 1919 Studenten die Hörsäle füllten, die jahrelang den feldgrauen Rock getragen und das früher erworbene Wissen nicht mehr präsent hatten, begann Levison, unterstützt von dem Privatdozenten Walter Platzhoff (1881—1969), mit einer von ihm in Bonn zuerst praktizierten neuartigen Form des akademischen Unterrichts, den „Besprechungen“, die anfangs auch als „Repetitorium“ bezeichnet worden sind. Hierbei wurden Tatsachen und Probleme aus der Geschichte jeweils des frühen, hohen oder späten Mittelalters, der mittelalterlichen und neueren Verfassungsgeschichte und der Epoche des Absolutismus samt dem Forschungsstand in Frage und Antwort zwischen Levison und den Teilnehmern erörtert. Diese Colloquien bewährten sich so sehr, daß Levison sie auch in späteren Jahren noch veranstaltete. Klar im Aufbau, ohne rhetorischen Aufputz, nüchtern, aber niemals trocken, vermittelten die Vorlesungen ein zuverlässiges Bild der Geschichtstatsachen und ihrer Interpretation durch die Forschung, gestützt auf sorgfältig gearbeitete Hefte, die jedoch nur den Leitfaden für Ausführungen abgaben, welche in ruhigem Redefluß frei vorgetragen und von Levisons umfassendem Gedächtnis gespeist wurden. Nach einer Vorlesungsstunde zeigte er einmal einem seiner vertrauten Schüler, daß dabei nur ein paar Zeilen der Niederschrift „verbraucht“ worden waren. Was die Fülle von Levisons Tatsachenkenntnissen und sein — wie ein befreundeter Fakultätsgenosse gelegentlich schrieb — „sprichwörtlich stupen-

des Gedächtnis“ betrifft, so war Bezold und Nissen schon als Prüfern im Examen pro facultate docendi „ein Wissen von seltenem Umfang verbunden mit ungewöhnlicher Sicherheit und Klarheit“ aufgefallen. Später verblüffte Levison die Mitglieder seines Seminars beim Ausflug nach Schwarzhof und Vilich nicht wenig durch die beiläufige Erwähnung nicht bloß des Bandes der *Scriptores*-Serie aus den *Monumenta Germaniae Historica*, wo die Vita der in jener Gegend örtlich verehrten Äbtissin Adelheid zu finden ist, sondern auch der Seitenzahl dieser Edition, und als ihm einmal der Beginn des satirisch-„historischen“ Romans „L'île des Pingouins“ von Anatole France mit allen Einzelheiten erzählt wurde, nannte er sogleich die Vita des merowingisch-keltischen Heiligen, der diese Züge entnommen sind. So konnte Aloys Schulte ihn denn scherzhaft, unter Anspielung auf die unbegrenzte Hilfsbereitschaft, die Levison gegen jedermann bewies, ohne Zeit und Mühe zu scheuen, als „Internationale, unentgeltliche hochwissenschaftliche Auskunftsstelle für Geschichte, Mittelalter u. s. w. mit Eilbetrieb und ohne Deklarationszwang“ bezeichnen.

Der Reichtum seines Wissens, verbunden mit der kritisch-methodischen Meisterschaft bei der Behandlung von Überlieferungsproblemen, kam vor allem in Levisons Seminar zur Geltung. Als Privatdozent hat er, der damaligen Ordnung entsprechend, zunächst nur „Übungen“ ankündigen können, die kein Bestandteil des institutionalisierten Seminars waren. Sie befaßten sich z. B. mit Geschichtsquellen der fränkischen Zeit, mit den Anfängen des Kirchenstaats und Fragen aus der angelsächsischen Geschichte. Als Levison dann an Ritters Stelle in die Leitung des Seminars berufen und seitdem zu dem „Vorbereitenden Kurs“ (Proseminar) herangezogen wurde, hatte er im Turnus mit den übrigen Direktoren jeweils in einem Semester den praktischen Kursus in mittelalterlicher Quellenkunde zu halten, der zur Einführung in Stoff und Methode der historischen Forschung traditionell seit Jahrzehnten entweder die Frankenzeit, das 10. und 11. Jahrhundert, die Stauferepoche oder das Spätmittelalter betraf. Noch das letzte von ihm geleitete Proseminar im Sommer 1932 war so aufgebaut; es führte an die bedeutendsten erzählenden Quellen aus dem 11. und 12. Jahrhundert heran, über die von Teilnehmern der Übung in Referaten zu berichten war. Dazu wurde ein Text aus dem betreffenden Zeitraum wenigstens in einzelnen Teilen gemeinsam gelesen und erklärt. In den Übungen des Oberseminars ließ Levison die Mitglieder häufig an den Arbeiten teilnehmen, die ihn selbst gerade beschäftigten. Im Wintersemester 1918/19 behandelte er eine angebliche Urkunde Papst Gelasius' II. für die Regularkanoniker; fast gleichzeitig erschien unter demselben Titel ein Aufsatz aus seiner Feder. Ebenso verhielt es sich im Sommersemester 1919, als die Vita Anskarii auf dem Programm stand, über deren echte und verfälschte Gestalt er in Auseinandersetzung mit dem von Wilhelm Peitz (1876—1954) versuchten „Umsturz herrschender Meinungen“ damals eine abschließend klärende Abhand-

lung veröffentlichte. Als Levison im Winter 1926/27 rheinische Heiligenleben in Beziehung zu Tholey erörterte, stand sein Beitrag zur Schulte-Festschrift über diese in merowingische Zeit zurückgehende Gründung bevor, und das damit zusammenhängende Testament des fränkischen Aristokraten Adalgisel-Grimo, das Levison im Jahre 1932 minuziös edierte, wurde zuvor ebenfalls Gegenstand seiner Übung. Auch die Aufsätze zu den „Annales Mettenses“ und den „Gesta abbatum Fontanellensium“ aus den Jahren 1933 und 1934 stehen mit vorausgehenden Seminarübungen in Zusammenhang. Dabei verhielt es sich allermeist so, daß Levison seine Ergebnisse bereits gewonnen hatte und die Schüler, die ohnehin Wissen und Scharfblick des Lehrers nicht erreichen, geschweige übertreffen konnten, hierzu keinen weiterführenden Beitrag zu leisten hatten, wenn der Gang der Untersuchung mit und vor ihnen so nachvollzogen wurde wie klassische Schlachten der Vergangenheit im Unterricht für Generalstabsoffiziere. Es war ein seltener Ausnahmefall, daß einmal jemand an entlegener Stelle der Acta Sanctorum eine Notiz entdeckte, die Levison unbekannt geblieben war, seine Darlegungen im übrigen aber auch nur bestätigen konnte. Manche Themen, über die Levison schrieb, erschienen als Gegenstand seiner Übungen lange, bevor er die Ergebnisse publizierte. So kündigte sich der grundlegende Aufsatz über „Konstantinische Schenkung und Silvesterlegende“ schon 1921 in Übungen zur Silvesterlegende und später noch einmal durch das Thema „Konstantinische Schenkung“ an. Die Ergebnisse vieljähriger Sammel- und Forschungsarbeit zur Geschichte der Zwei-Schwert-Lehre, der ein Seminar im Wintersemester 1929/30 gewidmet war, sind überhaupt erst aus Levisons Nachlaß veröffentlicht worden, ebenso seine Untersuchung und Edition der „Annales Lindisfarnenses et Dunelmenses“, die er freilich nicht mehr einer Übung hatte zugrunde legen können. Levison war nicht darauf angewiesen, bei seinen Publikationen von der Hand in den Mund zu leben, sondern ließ sie wachsen und reifen. Den Probenvortrag von 1903 druckte er erst neun Jahre danach in dem Moriz Ritter gewidmeten Heft der „Historischen Zeitschrift“, natürlich in bereicherter Form, und die öffentliche Antrittsvorlesung aus dem gleichen Jahr mußte sogar warten, bis Levison sie 1921 zu der für Bezold veranstalteten Festgabe beisteuerte. Als die ihm liebste seiner Arbeiten hat er einmal die große, wahrhaft imponierende Untersuchung bezeichnet, in der er das Werden der für Köln und weit über Köln hinaus so bedeutsamen Ursulalegende aufgedeckt und diesen Stoff in seiner weiten Verzweigung mit einer das Jahrtausend von der römisch-christlichen Zeit im Rheinland bis zum Ausgang des Mittelalters umfassenden, die Hagiographie, Bildungsgeschichte und Handschriftenkunde Europas beherrschenden Erudition verfolgt hat. Auch dieses Werk, das äußerlich umfangreichste, das ihm zu verdanken ist, hatte schon längst, bevor es 1927/28 erschien, in Levisons Seminar von 1920 einen Vorklang gefunden. Unmittelbar vorausgegangen war

damals eine Übung, die mehrfach, teilweise auch mit einer Themenstellung, die den Stoff weiter umgriff, von Levison veranstaltet worden ist, ohne Niederschlag in seinen Publikationen, ja ohne Bezug zu seinem mittelalterlichen Arbeitsgebiet zu haben: über Pufendorf-Severinus de Monzambano. Zuerst schon im Jahre 1912, dann später noch einige Male hat Levison diese Materie behandelt; verwandt damit waren die Übungen, die er — gleichfalls mehrmals — über ältere Darstellungen der deutschen Reichsverfassung von Peter von Andlau bis Monzambano angekündigt hat. Einige Dissertationen aus Levisons Schule befassen sich mit politischen Publizisten des 17. Jahrhunderts und zeugen von der befruchtenden Wirkung, die von solchen Übungen ausgegangen ist. Seminare dieser Art hatten ihren Ursprung in Levisons starkem, durch die Begegnung mit Meineckes „Idee der Staatsräson“ vertieftem Interesse an Problemen des Staatsdenkens und der neueren Verfassungsgeschichte, das mancher bei ihm nicht vermutete, das aber durch seine Rezension einer bei Meinecke entstandenen Arbeit über die Utopia des Thomas Morus auch einmal weiteren Kreisen zum Bewußtsein kam. Derartige Interessen führten Levison nicht bloß dazu, die schon erwähnten Vorlesungen, sondern auch verschiedentlich Seminarübungen über englische Verfassungsgeschichte zu halten. Ja, einige Male — zuletzt im Wintersemester 1933/34 und damals vielleicht nicht ohne eine unausgesprochene Absicht politischer Bildung — hat Levison sich im Oberseminar mit der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar mit Problemen ihrer Verfassungsentwicklung von der First Charter of Virginia bis zur Emancipation Proclamation von 1863, beschäftigt. Die geistig-religiösen Voraussetzungen für die in den Dokumenten erscheinenden Freiheitspostulate und die Ausstrahlung der einzelnen Etappen dieser Entwicklung, die wechselseitige Verflochtenheit zwischen der Alten und Neuen Welt im Bereich der Staats- und Verfassungsideen wurden in diesen Übungen mit eindrucksvoller Gedankenfülle klargelegt. Bei solchen Gelegenheiten enthüllte sich dem Teilnehmerkreis, wie weitgespannt der geistige Horizont Levisons, wie wenig dieser Mediaevist ein Spezialist im verengten Sinne des Wortes war. In ihrer Art verraten dies ebenfalls die vierundvierzig Dissertationen, die zwischen 1910 und 1935 unter Levisons Anleitung entstanden und meist auch von ihm angeregt worden sind. Von ihnen zeigen nicht bloß die schon erwähnten Arbeiten aus der neueren Geschichte, sondern nicht minder die Untersuchungen aus dem Bereich des Mittelalters, daß Levison nicht darauf abzielte, Doktorarbeiten hervorbringen zu lassen, die über einen bestimmten Leisten geschlagen oder gar zur Bestätigung spezieller Thesen bestimmt waren, an denen ihm hätte gelegen sein können. Das persönliche Interesse seiner Schüler, ihr weiteres Studienfach in seiner Beziehung zur Geschichte bildeten häufig die Ursache für die Wahl der Themen. Es verdient in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden, daß sechs seiner Doktoranden sich — teilweise

nach zeitbedingten Umwegen — der wissenschaftlichen Laufbahn gewidmet und Lehrstühle der Geschichte erhalten haben, mehrere andere, die diesen beruflichen Weg nicht eingeschlagen haben, im späteren Leben ebenfalls mit weiteren Forschungsleistungen hervorgetreten sind.

Soweit sich erkennen läßt, hat Levison die Editionen, die er für die *Monumenta Germaniae Historica* besorgte, nicht speziell im Seminar behandelt — das Bedürfnis der Studierenden, das für ihn beim akademischen Unterricht unbedingt vor dem Nutzen für die eigenen Arbeiten rangierte, forderte Anleitung zur historischen Forschung, aber keine ausgesprochen editorische Ausbildung. Die ständige Mitarbeit bei den „*Monumenta*“ hat Levison auch nach seiner Habilitation noch bis zum Abschluß der *Scriptores rerum Merovingicarum* mit Band VII im Jahr 1919/20 fortgesetzt. Von Band V an erschien auf den Titelblättern sein Name neben dem von Krusch als Herausgeber. Der Gesamtanteil, den Levison an diesem Werk rein äußerlich hat, ist „auf gut zwei Quartbände“ berechnet worden, „bei dem schwierigen und zersplitterten Material eine erstaunliche Leistung“. Schon 1905 hatte er selbständig die „*Vitae Sancti Bonifatii*“ in den *Scriptores rerum Germanicarum* ediert — philologisch wie historisch eine Meisterleistung. Später hat Levison im XXX. Band der damit zu Ende gebrachten Foliereihe der „*Scriptores*“ in den „*Monumenta*“ noch eine Anzahl kleinerer hagiographischer Schriften herausgegeben. Die Fortsetzung der Mommsenschen Edition des „*Liber Pontificalis*“, die ihm übertragen worden war, hat er leider ebensowenig vorlegen können wie eine Ausgabe der „*Lex Salica*“. Hingegen hat er während der letzten zehn Jahre seines Lebens entscheidenden Anteil an der Neubearbeitung des ersten Bandes der Merowinger-*Scriptores*, der „*Historia Francorum*“ des Gregor von Tours, genommen, da Krusch, hochbetagt und des Augenlichts beraubt, dieser schwierigen Aufgabe nicht mehr Herr wurde.

Die Neubearbeitung von Wattenbachs grundlegendem Werk „*Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter*“, die Levison jahrelang hindurch unablässig gefördert hat, konnte er glücklicherweise für den Zeitraum, dessen Überlieferung er wie kein zweiter kannte, d. h. von den Anfängen bis zur Wende des 8. Jahrhunderts, abschließen, allerdings nicht mehr bis zum vorgesehenen Endpunkt im Jahr 900 führen. Sein Beitrag ist zugleich ein Denkmal seiner Pietät — er bemühte sich nämlich, trotz aller erforderlichen Änderungen so viel nur irgend möglich von Wattenbachs Text zu bewahren. Die Verfassungs- und Sozialgeschichte der Karolingerzeit hat Levison in der 6. und 7. Auflage von Gebhardts „*Handbuch der deutschen Geschichte*“ dargestellt. Seit 1925 referierte er in den „*Jahresberichten für deutsche Geschichte*“ kritisch über die wissenschaftlichen Neuerscheinungen, die die Epoche der Merowinger und Karolinger betrafen. Denselben Zeitraum hat er auch für die 9. Auflage der „*Quellenkunde*“ von Dahlmann-Waitz bearbeitet und schon seit 1902 zur Hauszeit-

schrift der *Monumenta Germaniae Historica*, dem „Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtsurkunde“, mehrere hundert sorgfältig redigierte „Nachrichten“ verfaßt, die, teilweise in knapper Auseinandersetzung, über den Fortgang der Forschung berichten. Zeigte Levison sich in all diesen Beiträgen als besonders vertrauter Kenner der frühmittelalterlichen Geschichte, auf dessen Teilnahme an größeren wissenschaftlichen Unternehmungen deren Organisatoren hohen Wert legten, so markieren zahlreiche Publikationen auf Grund von Handschriftenfunden, insbesondere aus englischen Bibliotheken, den weiten Bereich seiner historischen Kennerschaft, denn nur eingehende Vertrautheit mit der jeweiligen Materie setzte ihn zu solchen Neuentdeckungen instand.

So hat Wilhelm Levison jahrzehntelang — wie ihm der Rektor der Universität Bonn zum 70. Geburtstag schrieb — „mit vollen Händen in Forschung und Lehre“ „reiche Gaben“ in Hörsaal und Seminar, von Vortragspult und Schreibtisch aus „dargeboten“. 1909 war ihm der Professortitel verliehen worden; 1912 wurde er zum beamteten außerordentlichen Professor ernannt und ihm ein Lehrstuhl übertragen, auf dem er, „die mittlere und neuere Geschichte, insbesondere aber die historischen Hilfswissenschaften . . . in Ergänzung der Lehrtätigkeit der Fachordinarien“ zu vertreten hatte. Die Notwendigkeit hierzu hatte sich nach Ritters Emeritierung ergeben. Die Fakultät begründete ihren Antrag auf Levisons Ernennung damit, er würde auch einem Ordinariat alle Ehre machen. Als Editor und Forscher stehe er in vordester Reihe, als Dozent habe er außerordentlichen Erfolg errungen. Die Objektivität, die Levison bei der Behandlung der mittelalterlichen Papstgeschichte das Vertrauen von Zuhörern der verschiedensten kirchlichen Richtungen gewonnen habe, wird in diesem Bericht ebenso unterstrichen wie seine Vielseitigkeit, „die ihn in den Staatsprüfungen zur vollgültigen Vertretung auch der alten Geschichte befähigt und in einer Vorlesung über englische Verfassungsgeschichte ihm das Vordringen bis ins 19. Jahrhundert ermöglichte“. Das Urteil über Levison gipfelt darin, daß „der in seiner gesamten wissenschaftlichen und Lehrtätigkeit hervortretende Idealismus seiner Gesinnung“ als stärkstes Motiv für den Fakultätsantrag bezeichnet wird. Gleichzeitig mit anderen beamteten Extraordinarien wurde Levison 1920 zum Ordinarius ernannt. Das preußische Kultusministerium wollte mit diesem Schritt, der damaligen Tendenzen zu einer Reform der Hochschulen entgegenkam, die in der Sache nicht begründete korporationsrechtliche Ungleichheit unter Lehrstuhlinhabern beseitigen. Lag darin also keine individuelle Auszeichnung, so war der Ruf, den Levison Ende 1929 auf das Ordinariat für Historische Hilfswissenschaften an der Universität der Reichshauptstadt erhielt, um so ehrenvoller, da die bisherigen Inhaber Wattenbach, Michael Tangl (1861—1921) und Albert Brackmann (1871—1952) dieser Berliner Professur hohes Ansehen weit über Deutschlands Grenzen hinaus verschafft hatten. Unter Verzicht auf gebotene



Wilhelm Levison

Wilhelm Levison

Foto in: *Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze von Wilhelm Levison.* Düsseldorf 1948.

Vorteile entschloß sich Levison nach kurzer Besinnung, der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität die Treue zu halten. 1931 wurde ihm dann eine Ehrung zuteil, die der weithin ausstrahlenden Bedeutung seiner Arbeiten auf eine gerade für ihn beziehungsweise Weise entsprach: die englische Universität Durham verlieh ihm den Grad eines Doctor of letters honoris causa. Die Zeremonie fand in der mittelalterlichen Kathedrale des northumbrischen Bischofssitzes statt, die das Grab des Beda Venerabilis birgt. Mit diesem großen Angelsachsen und seiner Zeit haben sich Levisons Forschungen oft beschäftigt, und was der gelehrte Mönch in Wearmouth-Jarrow zwölfhundert Jahre vorher von sich selbst geschrieben hatte, durfte auch als Motto über das Leben und Wirken des Bonner Professors gesetzt werden: „Semper aut discere aut docere aut scribere dulce habui.“

Niemand ahnte damals, welche Bedeutung Durham und seine Universität für Levison schon wenige Jahre später gewinnen sollten. Auf der Höhe wissenschaftlichen Ansehens, in voller Schaffenskraft, allgemein geachtet als Mitbürger, geliebt und verehrt von Schülern und Kollegen, unter denen viele aus allen Fakultäten ihm freundschaftlich nahestanden, durfte Levison dem sieben Jahrzehnt des Lebens mit dem seiner harmonischen Wesensart entsprechenden Vertrauen auf ruhigen Fortgang des Daseins in der bisherigen Bahn entgegensehen. Hatte der Name des Gelehrten, dem jeder Anflug von Eitelkeit, alle betriebsame Geltungssucht sternweit fernlagen, längst ruhmvollen Klang im Ausland — so daß 1926 der Bollandist Maurice Coens nach Bonn kam, um an den Übungen Levisons teilzunehmen —, so wurde dieser in der rheinischen Geschichtsforschung 1932 geradezu als „praeceptor medii aevi primarius“ gepriesen. Es geschah hier mit besonderem Recht, denn der Vergangenheit seiner engeren und weiteren Heimat hat Levison durch eigene Untersuchungen und Quellenausgaben sowie zahlreiche von ihm inspirierte und oft genug mit Erkenntnissen bereicherte Doktordissertationen seiner Schüler, ferner durch wichtige Anregungen und unzählige still gewährte Hilfen bei den wissenschaftlichen Unternehmungen anderer die größten Dienste geleistet. Es war allen Teilnehmern ein unvergeßlicher Eindruck, als Levison in seinem Festvortrag bei der 75-Jahr-Feier des „Historischen Vereins für den Niederrhein“ im Kölner Gürzenich 1929 „Die Anfänge rheinischer Bistümer in der Legende“ behandelte und diese Ausführungen, in denen sich die Beherrschung dornigster Probleme mit der Gabe lichtvoller Darlegung verband, in freier Rede vortrug. Einige Jahre vorher war es Levisons Verdienst gewesen, auf die historische Bedeutung des Jahres 925 hingewiesen und damit den Anstoß zur Rheinischen Jahrtausendfeier gegeben zu haben, die ein machtvolles Bekenntnis des Landes zu seiner noch eben von gewissen Kräften gefährdeten Verbundenheit mit dem Deutschen Reich bildete.

Aus der Fülle damals erschienener Publikationen hat sich Levisons Abhandlung über den Sinn jener Feier durch ihren wissenschaftlichen Gehalt bis heute behauptet. Nicht zuletzt der Abwehr politisch motivierter Geschichtsklitterung im Dienst von Loslösungstendenzen galt die zweibändige 1922 von der „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde“ herausgegebene „Geschichte des Rheinlandes“, zu der Levison den bis heute unübertroffenen Abschnitt über die Zeit von 450 bis 1250 beisteuerte — die erste wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Gesamtdarstellung des rheinischen Mittelalters als eines Teilstücks deutscher und europäischer Vergangenheit. Separationsgelüsten am Rhein und ihrer zeitweiligen machtpolitischen Unterstützung hatte Levison, der sich ursprünglich zur Nationalliberalen Partei, seit 1919 zu der sie fortsetzenden Deutschen Volkspartei zählte, aber stets größte Zurückhaltung im öffentlichen Hervortreten wahrte, gleich in den ersten Jahren nach dem Krieg von 1914/18 durch Wort und Tat entgegengewirkt. Er erfüllte damit ebenso wie mit Äußerungen zum Weltkriegsbeginn 1914/15 eine für ihn selbstverständliche vaterländische Pflicht. Nicht anders als bei gelehrten Auseinandersetzungen und in seinen umsichtigen Rezensionen vertrat er ohne aggressive Schärfe nach bestem Wissen und Gewissen sachlich den Standpunkt von Wahrheit und Gerechtigkeit. Levison war — schon im Elternhaus, wo ihm sein Vorname nach Kaiser Wilhelm I. gegeben worden war, dazu erzogen — ein „deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gleich unzähligen anderen Juden, die bei charaktervollem Festhalten an der israelitischen Gemeinschaft nicht den geringsten Zweifel daran hatten, daß sie dies nicht in Gegensatz zu ihrem Deutschtum bringen könne. Harry Bresslau, als Mediaevist der kritischen Richtung ein älterer Fachgenosse Levisons von ähnlicher Herkunft, hatte diese Gesinnung gegen Treitschkes (1834—1896) bössartige Angriffe auf die Juden verfochten, als Levison noch ein Kind war. Danach mochte es scheinen, daß trotz der weiterschwelenden antisemitischen Ressentiments in Deutschland Menschlichkeit und Vernunft das Feld behaupten würden. Während sichere Zeugnisse dafür vorliegen, daß andere jüdische Hochschullehrer benachteiligt worden sind, ist darüber bei Levison nichts bekannt. Sein Werde- und Lebensgang zeigt, daß er seit seiner Schulzeit um seiner hohen geistigen und menschlichen Qualitäten willen unvoreingenommene Anerkennung und Förderung gefunden hat. Ist einmal von seinem Judentum die Rede, so heißt es, er „besitze alle guten Eigenschaften seiner Rasse“. Nissen machte sich dieses Urteil des Direktors Matthias „in vollem Umfang“ zu eigen, um den jungen Levison an Schulte zu empfehlen.

Das Unheilsjahr 1933 setzte jenen hoffnungsvollen Erwartungen ein Ende, als der Antisemitismus zu einer Richtlinie der deutschen Regierungspolitik erhoben wurde. Während gleich nach der Machtübernahme durch die Nationalso-

zialisten zahlreiche Hochschullehrer aus dem Amt entfernt wurden, weil sie jüdischer Abkunft waren, blieb Levison zunächst verschont, da er seine Stellung bereits vor dem entscheidenden Stichtag im Jahre 1914 innegehabt hatte. Er konnte vorerst seine Lehrtätigkeit unbehindert fortsetzen, und nie hatte sein Seminar so viele Teilnehmer gehabt wie im Sommersemester 1933; es mußte in zwei Kurse geteilt werden. Auch fehlte es nicht an Bekundungen mannhafter Treue. Der Kirchenhistoriker Wilhelm Neuss (1880—1965) widmete die eben erscheinende Neuauflage seines Buches über die Anfänge des Christentums an Rhein und Mosel „Wilhelm Levison, dem Erforscher der frühmittelalterlichen Geschichte des Rheinlandes in Freundschaft“. 1935 veröffentlichte Gustav Fuchs eine Darstellung über „Die Bonner Universität in der Besatzungszeit“. Der Verfasser hatte während der bedrängten Jahre nach dem Krieg eine führende Rolle in der Studentenschaft gespielt und damals auch an Levisons Seminar teilgenommen. Sein Buch verschwieg die vaterländischen Verdienste des jüdischen Professors nicht. Doch blieben auch schmerzliche Erfahrungen nicht aus. Levison empfand, daß der eine oder andere es jetzt vermied, sich mit ihm auf der Straße zu zeigen. Besonders getroffen hat es ihn, als er sich von einem geselligen Professorenkreis ausgeschlossen fand, dem er lange angehört hatte. Andererseits vertieften sich die Beziehungen zu denjenigen, die nicht „Feiglinge aus Instinkt“ (Shakespeare) waren; es bildeten sich in jenen immer dunkler werdenden Jahren selbst neue freundschaftliche Verbindungen, so zu Ernst Robert Curtius (1886—1956). Die Flut von Schmähungen, die das herrschende Regime in Presse und Rundfunk, auf Straßen und Plätzen gegen die Juden losließ, nahm Levison mit äußerem Gleichmut hin, doch als die SA im benachbarten Godesberg-Mehlem einen jüdischen Metzger in den Tod getrieben hatte, konnte er seine Erschütterung kaum bemeistern. Als die schmählichen „Nürnberger Gesetze“ 1935 u. a. auch das Ausscheiden der letzten noch im öffentlichen Dienst verbliebenen Juden dekretierten, wurde Levison das Lehramt genommen. Auf Rat seiner Freunde vor allem des damaligen Dekans der Philosophischen Fakultät, Friedr. Oertel (1884—1975), hatte er Ende Oktober 1935, um Ärgerem zu entgehen, einen Antrag auf Emeritierung gestellt, wie es unter dem Druck der Verhältnisse in jenen Jahren von vielen rassisch oder politisch Verfolgten getan wurde. Dieser Antrag wurde nicht bloß vom Dekan, sondern auch vom Stellvertreter des Rektors und vom Kurator der Universität befürwortet; ihnen hatte selbst der „Führer der Dozentenschaft“ mit Worten der Anerkennung für Levisons Wirken „grundsätzlich zugestimmt“. Dem Gesuch wurde jedoch nicht stattgegeben, sondern Levison unter Mißachtung seiner Rechte „auf Grund des § 4 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935“ zum Jahresende in den Ruhestand versetzt, selbstverständlich ohne ein Wort des Dankes für seine jahrzehntelange Tätigkeit im Dienst der Universität.

Das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung drängte auf baldige Vorschläge für die Wiederbesetzung des Lehrstuhls. Die Fakultät nannte primo et unico loco Walther Holtzmann (1891—1963), damals Ordinarius an der Universität Halle/S. Es geschah dies auf Rat und Wunsch Levisons, dessen Meinung unter der Hand eingeholt worden war, und die Fakultät begründete ihren Vorschlag damit, es sei erforderlich, den hohen Rang dieses Lehrstuhls zu wahren, dem — so rühmte das an das Ministerium gerichtete Schreiben — „der bisherige Inhaber eine innerhalb und außerhalb des Deutschen Reiches anerkannte Bedeutung hinsichtlich der Erforschung und der Erlernung der Methoden mittelalterlicher Geschichte gegeben“ habe. Holtzmann begann im Sommersemester 1936 seine Bonner Wirksamkeit mit einer Antrittsvorlesung, in der er Levison öffentlich Reverenz erwies.

War diesem nun das Katheder versperrt, so gab er sich um so stärker der Forschung hin. Freilich mußte er deren Ergebnisse jetzt je länger je mehr ausländischen Organen zum Druck anvertrauen. Die „Revue Bénédictine“, die in Österreich von Virgil Redlich herausgegebene „Zeitschrift für Deutsche Geistesgeschichte“, das „Jahrbuch der Elsaß-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg“, englische und luxemburgische historische Sammelwerke gewährten dem bei deutschen Zeitschriften nicht mehr Willkommenen freudig Gastfreundschaft. Levisons letzter Beitrag im „Neuen Archiv“ erschien 1935; gemeinsam mit Max Braubach behandelte er darin „Ein Bruchstück einer verlorenen Werdener Handschrift“. Der schon gesetzte Abschnitt, den Levison zu Jahrgang 9/10 der „Jahresberichte für Deutsche Geschichte“ beigetragen hatte, konnte nicht mehr ausgedruckt werden. Besorgt und befremdet nahm das Ausland hiervon Notiz, wie z. B. der belgische Historiker F. L. Ganshof in der „Revue belge de philologie et d'histoire“. Levisons Mitarbeit an den Monumenta Germaniae Historica ging jedoch weiter, still und ohne davon in der Öffentlichkeit etwas verlauten zu lassen. Ein SS-Obersturmführer, ausgebildeter Historiker und Abteilungsleiter in Himmlers Forschungsorganisation „Ahnenerbe“, fand es dennoch heraus und entrüstete sich darüber noch im Februar 1939. Seiner Denkschrift über „Juden in den Geisteswissenschaften“ ist übrigens zu entnehmen, 1933 habe es außer Levison im ganzen Deutschen Reich nur zwei jüdische Ordinarien der mittelalterlichen und neueren Geschichte gegeben.

Als dieses Schriftstück entstand, war Levison schon entschlossen, die Heimat zu verlassen, und hatte die dazu notwendigen Schritte eingeleitet. Die unmenschlichen Bestimmungen, die nach dem Pogrom vom November 1938 — der vom Volksmund sarkastisch so genannten „Reichskristallnacht“ — gegen die Juden erlassen worden waren und ihnen auch die Benutzung deutscher Bibliotheken untersagten, hatten Levison gezeigt, daß ein Leben in der Heimat für ihn fortan unmöglich war. Persönlich war ihm unmittelbar kein Leid

geschehen. Da in Bonn zwar die jüdischen Geschäfte zerstört, Wohnungen aber nur vereinzelt angegriffen worden waren, konnte er sogar mehr als zwanzig gehetzt umherirrenden Opfern aus anderen Orten Obdach und Schutz gewähren, bis der organisierte Sturm vorüber war. Freunde und Kollegen halfen ihm in jeder erdenklichen Weise. Bücher, die er — sogar unter solch bedrückenden Umständen unvermindert weiterforschend — benötigte und selbst nicht mehr entleihen durfte, wurden ihm ins Haus gebracht. Die Universität Durham hatte sofort, als die Schreckensnachrichten aus Deutschland bekannt wurden, ihrem Ehrendoktor durch den Warden J. F. Duff eine Heimstatt angeboten. Um ihm die Übersiedlung zu ermöglichen, machte sie ihn zum Honorary Fellow — ein Beschluß, für den es keinen Präzedenzfall gab und der ebenso die ungesäumte Hilfsbereitschaft der englischen Hochschule wie das hohe Ansehen beleuchtet, dessen Levison sich erfreute. „Nach Erledigung aller zur Auswanderung nötigen Formalitäten verließ er mit seiner Frau am 16. April 1939 die Stadt Bonn, in der sie so viele glückliche Jahre verlebt hatten“ — mit diesen Worten hat Levison in seiner Familiengeschichte den unfreiwilligen Abschied aus der Heimat beschrieben, der ihm — fast im letzten Augenblick — das Entsetzlichste erspart hat, was dort den Juden noch bevorstand. Wer ihm nahegestanden hat, weiß, was alles an Leid und Trauer hinter der sachlichen, leidenschaftslosen Ausdrucksweise verborgen bleibt. Das Paßbild, das damals angefertigt wurde, spricht es erschütternd in den gequälten Zügen des Zweiundsechzigjährigen aus. Wilhelm Neuß gab dem Freund in Köln das Geleit zum Zug nach Ostende. Er hat ergriffen berichtet, wie Levison vor der Abfahrt hauptsächlich davon sprach, daß er am folgenden Tage in der Handschriftenabteilung des Britischen Museums bestimmte Feststellungen für seinen Nachfolger Holtzmann treffen wollte, hilfreich und voller Forschergeist wie eh und je. In Durham, ihrer „*arx refugii*“, fanden die Flüchtlinge — nach Levisons Worten — mehr „Gastfreundschaft und andere Zeichen wirklicher Humanität . . ., als sie je hätten erwarten können“. In der Position eines „*Research Fellow*“ der Universität, die zusammen mit der Hilfe seines längst in England ansässigen und dort naturalisierten Bruders die Grundlage für sein Dasein bot, widmete Levison sich weiter der Erforschung des Mittelalters, und wie sein Wirken bisher weitgehend dem Rheinland, deutschen Forschern und den Schülern in Bonn zugute gekommen war, so jetzt der neuen Heimat und ihren Bewohnern. Schon bald konnte Levison schreiben, er habe sich in Durham davon überzeugt, daß es möglich sei, auf die Frage von Goethes Iphigenie: „Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?“ eine bejahende Antwort zu geben.

Diese Äußerung steht in dem Vorwort zu Levisons letzter großer und reifster Darstellung, dem 1946 veröffentlichten Buch „*England and the Continent in the Eight Century*“, in dem die Summe von wesentlichen Teilen seiner Lebensarbeit

gezogen ist. Nach dem erwähnten Bekenntnis fährt das bereits 1944 niedergeschriebene, später aus äußeren Gründen vom 9. August 1945 datierte Vorwort fort:

„Ich würde mir selbst untreu werden, wenn ich nicht meine alte alma mater Bonnensis und die Monumenta Germaniae Historica erwähnen würde. Wenn mein vorliegendes Buch überhaupt brauchbar ist, so ruht es auf den Grundlagen, die im Zusammenhang mit dem Dienst geschaffen worden sind, den ich viele Jahre hindurch diesen beiden Institutionen zu leisten den Vorzug hatte. Ich gedenke dankbaren Sinnes der glücklichen Zusammenarbeit mit alten Freunden, Kollegen und Schülern, von denen viele nicht das Knie vor Baal beugten, sondern treu blieben, bis der Abschiedsstunde nicht mehr länger ausgewichen werden konnte.“

Beinahe die Hälfte dieses Buches wird nach der in sechs Kapiteln ausgebreiteten Darstellung angelsächsisch-kontinentaleuropäischer Beziehungen und Verflechtung im Frühmittelalter von Exkursen eingenommen, die mit gewohnter umfassender Kennerschaft einzelne Probleme und Funde behandeln. Unter ihnen ist die umfangreiche Abhandlung über „The Charters of King Ethelbert I of Kent and the Descent of the Anglo-Saxon Charter“ hervorzuheben, weil die in Levisons Arbeiten sonst sehr zurücktretende diplomatische Kritik hier ebenso meisterhaft gehandhabt wird wie sonst die Kritik erzählender, überwiegend hagiographischer Quellen. Das Maß der von Levison in England vollbrachten gelehrten Leistung, die innerhalb von acht Jahren außer jenem Buch eine Reihe von größeren und kleineren Abhandlungen aufweist, läßt sich rein äußerlich an den Schwierigkeiten bibliothekarisch-bibliographischer Natur ablesen, unter denen sie hervorgebracht wurde. Quellen und Literatur, die für Levison auf der Bonner Universitätsbibliothek, ja selbst im Historischen Seminar, das er auch nachts und an Sonn- und Feiertagen nicht selten aufzusuchen pflegte, unmittelbar zur Hand gewesen waren, standen ihm in der ungleich bescheidener ausgestatteten Bibliothek von Durham auch nicht entfernt im gleichen Umfang zu Gebote. Selbst mit Hilfe nahegelegener anderer Institute waren für ihn nicht einmal alle Bände aus den „Scriptores“ der Monumenta Germaniae Historica greifbar. Wichtige Zeitschriften, die er ständig zu konsultieren gewohnt war, wie das „Neue Archiv“, die „Forschungen zur Deutschen Geschichte“, waren nur in Glasgow, Edinburgh, Leeds und Manchester vorhanden. Ungeachtet dieser Hindernisse hat Wilhelm Levison bis in die letzten Tage seines Lebens mit Hingabe und ungemindertem Erfolg seiner Wissenschaft gedient. Hin und wieder bot sich ihm auch Gelegenheit, in öffentlichen Vorträgen oder im Kreise einer kleinen privaten Arbeitsgemeinschaft bei sich zu Hause aus dem Schatz seines Wissens Hörer zu beschenken. 1942 lud die Universität Oxford Levison in überaus ehrenvoller Weise als Gastprofessor zu ihren Ford-Lectures ein. Aus diesen im Februar und März 1943 gehaltenen Vorlesungen erwuchs eben jenes Buch, in dem Levison mitten

im Krieg, den sein Heimatland gegen sein Gastland führte, die engen Beziehungen zwischen England und dem Fränkischen Reich schilderte, die für die deutsche Geschichte der Folgezeit buchstäblich grundlegende Bedeutung besessen haben. Wenn er dabei mit dem antiken Vers „Coniunctum est quod adhuc orbis et orbis erat“ schloß, so mochte die Hoffnung mitschwingen, daß die Kluft, die die gleiche Macht, welche ihn aus der deutschen Heimat vertrieb, aufgerissen hatte, sich bald schließen möge.

Kaum war der Krieg beendet, knüpften sich alsbald wirklich zwischen Levison und Bonn die Bande von neuem, die während der Kampfjahre nur gelegentlich durch einen über die Schweiz vermittelten Gruß hatten bekräftigt werden können. Nach den Freunden im Kollegen- und Schülerkreis traten bald auch die amtlichen Stellen der Universität in Briefwechsel mit ihm. Die Rückkehr nach Bonn, zu der Levison selbstverständlich aufgefordert wurde, ließ sich nicht verwirklichen. Um so mehr hoffte man in der Fakultät, ihn wenigstens zu Gastvorlesungen wieder bei sich sehen zu können. Auch sie kamen nicht mehr zustande, da Levisons Gesundheitszustand ihm die Strapazen der Reise nicht gestattete. Doch leistete der seiner Universität unverbrüchlich anhänglich Gebliebene ihr während seiner letzten Lebensmonate in anderer Hinsicht einen unschätzbaren Dienst, um eine von dem nationalsozialistischen Regime verursachte schmerzliche Wunde heilen zu helfen. 1936 hatte der Dekan der Philosophischen Fakultät, Professor Obenauer (1888—1973), Thomas Mann mitgeteilt, daß er nach dem Entzug der deutschen Staatsangehörigkeit auch der Bonner Ehrendoktorwürde verlustig gegangen sei, die ihm einst verliehen worden war. Die „akademische Exkommunikation“ des berühmten Dichters hatte weltweites Aufsehen erregt. Nach dem Ende der nationalsozialistischen Ära war es eine der ersten Sorgen der wieder zu freien Entscheidungen fähigen Hochschule gewesen, jene Gewaltmaßnahme aufzuheben. So geschah es bereits im Sommer 1945. Doch bedurfte es noch der Klärung, ob der Dichter sich bereitfinden würde, die unter so widerwärtigen Umständen zerrissene Beziehung zu erneuern. Nachdem lange vergeblich Ausschau nach einer für diese Mission geeigneten Persönlichkeit gehalten worden war, übernahm Levison sie auf Bitte seines Freundes Oertel, der erneut als Dekan — nun der regenerierten Philosophischen Fakultät — amtierte. Schon bald konnte Levison die freundlich zustimmende Antwort Thomas Manns nach Bonn übermitteln. Es war das einzige Mal, daß Levison, der nie ein Amt der akademischen Selbstverwaltung bekleidet hatte, über den streng wissenschaftlichen Bezirk hinaus auf die Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität eingewirkt hat.

Zum siebzigsten Geburtstag Levisons im Jahre 1946 entstand unter seinen rheinischen Freunden und Schülern der Gedanke, ihm eine Sammlung seiner weithin verstreuten Aufsätze zu widmen. Als der umfangreiche Band „Aus

rheinischer und fränkischer Frühzeit“ dank der alle Ungunst der Verhältnisse überwindenden Tatkraft von Walther Holtzmann 1948 erschien, konnte er nur noch dazu dienen, „die nicht mehr erlöschende Erinnerung an Wilhelm Levison wachzuhalten“. Am 17. Januar 1947 war Levison einer Herzschwäche erlegen. Sein Leben endete ruhig und friedlich — „wie eine Lampe, deren Öl zu Ende gegangen ist“. Auf dem stimmungsvollen kleinen Friedhof der St.-Mary-le-Bow-Kirche in Durham, zwischen den Gräbern anderer Angehöriger der Universität, fand er seine letzte Ruhestätte. Durch die alten Bäume grüßt aus der Ferne die mittelalterliche Vergangenheit in Gestalt der Kathedrale herüber, die sich über der Gruft Bedas wölbt.

Neunzehn Jahre später wurde Levisons Gattin Elsa geb. Freundlich dort zu Grabe getragen. Sie war 1888 in Eichstetten am Kaiserstuhl als Tochter eines Arztes geboren, jedoch in Düsseldorf aufgewachsen, hat — noch als „Externe“ — 1907 die Reifeprüfung bestanden, in Bonn, Berlin und Heidelberg Philosophie, Klassische Philologie, Geschichte und Deutsche Literatur studiert und als Schülerin Wilhelm Windelbands 1913 aufgrund einer Dissertation über „John Stuart Mills Kausaltheorie“ die philosophische Doktorwürde erworben. Seit 1917 in überaus glücklicher, kinderlos gebliebener Ehe mit Levison verbunden, an dessen Übungen sie während ihrer Studienzeit teilgenommen hatte, umsorgte sie in liebevollster Weise sein Leben und Wirken. Warmherzig, gütig, klug und humorvoll, ergänzte ihre ausgeprägte Persönlichkeit das damit vollkommen harmonisierende Wesen Levisons in ganz ungewöhnlicher Weise, so daß alle, die dem Paar nächstehen durften, davon einen unauslöschlichen Eindruck empfingen. Elsa Levison starb am 24. Januar 1966 in Durham.

Ein leuchtendes Zeichen anhänglicher Verbundenheit mit der Bonner Universität hat Levison in seinem Testament vom 20. September 1946 errichtet. Die Sorge für die Bibliothek des Historischen Seminars hatte ihn schon in den Notjahren nach dem Ersten Weltkrieg dazu bewogen, englische Verwandte und Freunde um Buchspenden zu bitten, deren Herkunft seine und der Stifter Bescheidenheit verschwieg. Nun vermachte er die wertvollen Bücherschätze, die er jahrzehntelang in seiner Handbibliothek zusammengebracht hatte, den Universitäten Bonn und Durham, indem er bestimmte, daß die Werke, die infolge des Krieges in Bonn fehlten, dorthin gelangen, die übrigen in Durham bleiben sollten. Diese großherzige Spende bildete den Grundstock für den Wiederaufbau der bis auf geringe Reste vernichteten Bibliothek des Historischen Seminars. Die Erfüllung dieses Vermächtnisses hat Levison noch am Tag vor seinem Heimgang beschäftigt. Er bewies mit ihm zum letzten Mal, daß er der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität „in guten und schweren Zeiten“ „in Treue zugetan war“, wie seine Witwe das Verhältnis zu „seiner geliebten Alma Mater Bonnensis“ am 2. Februar 1947 in ihrer Mitteilung über das Vermächtnis kennzeichnete. Die Schenkung verriet zugleich jenen Geist

großzügiger Hilfsbereitschaft, vor allem gegenüber Kollegen und Studenten, den Levison während seines Wirkens in Bonn ständig, oft bis zur Selbstverleugnung, betätigt hatte. Wenn er in der Geschichte seiner Familie erwähnt, daß viele ihrer Angehörigen im Stillen Wohltätigkeit übten, so hat er damit auch ein vor dem Leser sorgfältig verborgen gehaltenes autobiographisches Zeugnis abgelegt.

Der Adel des Geistes und die Vornehmheit des Herzens, die Levison in einem seltenen Maß besaß, prägten sich in seinen Zügen und in der liebenswürdigen Art aus, mit der er allen Menschen begegnete. Die zierlich gebaute, mittelgroße, stets unauffällig gekleidete Gestalt wurde beherrscht von dem eigentümlich geformten Kopf, der — früh des Haarschmucks entbehrend — von einer schöngebildeten mächtigen Stirn und gütig, manchmal auch träumerisch blickenden Augen hinter starken Brillengläsern sein Gepräge empfing, dazu der schmalen, fein geschwungenen Nase und dem viereckig geschnittenen dunklen, im letzten Lebensjahrzehnt ergrauten Bart. Zum freundlichen Ernst des Ausdrucks konnte sich schalkhafte Heiterkeit gesellen, wenn spaßige Situationen eintraten oder komische Begebenheiten und drollige Histörchen berührt wurden; von ihnen schätzte Levison die Beispiele rheinischen Humors besonders und gab sie gern zum besten. Er durfte sich auch darin ganz als Sohn seiner Heimat fühlen. Mit unverhohlenem Vergnügen vermerkte er in seiner Untersuchung über die Ursulalegende einen rheinischen Schalk aus dem 12. Jahrhundert und dessen amüsan-freche Erfindungen, die den legendarischen Jungfrauen im Gefolge der Heiligen zu den unwahrscheinlichsten Namen verhalfen; auch den kölnischen Witz in einigen Geschichten des Caesarius von Heisterbach versäumte Levison selten zu erwähnen, wenn sich im akademischen Unterricht Gelegenheit dazu bot. Die Berufung Walther Holtzmanns auf seinen Lehrstuhl kommentierte er ohne jeden Sarkasmus mit den Worten, die in der ihm wohlvertrauten Düsseldorfer Lokalkomödie „Schneider Wibbel“ der Held des Stückes ausruft, als er infolge absonderlicher Verwicklungen sein vermeintlich eigenes Begräbnis bewundern kann: „Wat han ich en schön' Leich!“ Doch ergötzte Levison sich und andere nicht bloß an solch volkstümlichem Humor, sondern er wußte auch geistreiche lateinische Gelegenheitsgedichte in vollendeter Form zu verfassen oder von ihm erfundene Rätsel in Verse zu gießen. Obwohl er sein Leben der Sichtung und Klärung der Hinterlassenschaft einer weit zurückliegenden Vergangenheit widmete, verschloß er sich seiner Gegenwart und Umwelt durchaus nicht. An Machtkämpfen und Auseinandersetzungen im piccolo mondo der Fakultät und Universität nahm er freilich nicht teil, wußte sich aber würdig zu wehren, als er einmal mehr temperamentvoll als sachlich begründet attackiert wurde, weil er auf Ordnung im Seminarbetrieb hielt. Die Zurückhaltung im öffentlichen Leben wie im historischen Urteil, die er übte, entsprang nicht schwachmütiger

Entscheidungsscheu, sondern seiner Gewissenhaftigkeit, die nichts anderes als der Ausfluß klarer Entschiedenheit in grundlegenden sittlichen Fragen war. So folgte er dem Leitstern, sich selber treu zu bleiben, ohne sein Auge darauf zu richten, ob ihm das Nutzen oder Schaden bringen könne. Hierin, in seinem tapferen und aufrichtigen Bekenntnis zu den unverlierbaren Gütern des Geistes, das er in Tat und Wahrheit ablegte, war nicht zum wenigsten die Wirkung begründet, die Levisons ganz davon bestimmte Persönlichkeit ausübte. Seine wissenschaftlichen Leistungen werden bestehen, auch wenn sie hin und wieder in Einzelheiten korrigiert und sogar ihre geistesgeschichtlichen Voraussetzungen vielleicht nicht mehr überall als unabänderlich gültig betrachtet werden mögen. Die mediävistische Forschung kann sich in anderer Richtung entwickeln, als Levison sie betrieben hat, und ein derartiger Wandel hat sich inzwischen auch mit bemerkenswerten Ergebnissen auf manchen Gebieten vollzogen. Solche, schon zu seinen Lebzeiten sich ankündigende Veränderungen hat Levison nie abgelehnt, wenn der Grundsatz beachtet wurde, der Historiker solle zeigen, wie es gewesen ist, nicht aber, wie es hätte sein sollen, und wenn die Produkte der neuen Richtung nicht den täuschenden Glanz vorschneller Synthesen aufwiesen, der sie fragwürdig machen mußte. Die Skepsis gegenüber einer gewissen, zeitweilig weithallenden Beifall genießenden Form von Geistesgeschichte, die Levison hegte, war, wie sich inzwischen herausgestellt hat, nur allzu berechtigt. Ein Buch hingegen wie Carl Erdmanns „Entstehung des Kreuzzugsgedankens“ fand Levisons Beifall, weil seine ideengeschichtlichen Resultate auf ebenso umfangreicher Kenntnis wie kritischer Benutzung der Quellen beruhen und nie von den realen Gegebenheiten des Zeitalters und der Menschen abgelöst erscheinen, um die es sich darin handelt. So gewiß die Forschung nach Grundlagen und Zielen dem Wandel unterworfen ist, so sicher ruht doch alles Neue in der Wissenschaft stets auf den älteren Leistungen, und wo einmal andere Wege beschritten werden, kann das früher Getane von den Spätergeborenen nicht eigentlich übertroffen werden, wenn es so zuverlässig fundiert ist, wie Levisons Lebenswerk. Es gehört in einen wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang, der sich, beginnend mit den Bollandisten und Maurinern, über mehr als dreihundert Jahre europäischer Kulturentwicklung erstreckt. Darum ist es kein Zufall, daß mehrere Schüler Levisons, die sich nach ihrer Promotion als Gelehrte bewährt haben, dem Benediktinerorden angehörten, dessen Kleid Dom Jean Mabillon (1632—1707) und seine wissenschaftlichen Gefährten getragen haben.

1912 und 1923 hat Levison den beiden akademischen Lehrern, denen er hauptsächlich seine Ausbildung zum quellenkritisch arbeitenden Historiker dankte, Nekrologe gewidmet. Was er damals an Nissen und Ritter gerühmt hat, paßt Wort für Wort auf ihn selber; so kann er — fast in der Art, wie es die Verfasser der von ihm untersuchten Viten getan haben, indem sie älteren Schriften

die Wendungen entnahmen, mit denen Leben und Wirken ihrer Helden geschildert sind — mit seinen eigenen Worten charakterisiert werden:

„In seiner Wissenschaft war er als einer der geistvollsten Forscher anerkannt, der zwar in seinen Veröffentlichungen die Grenzen des engeren Arbeitsgebietes nicht überschritten hat, aber, wie er stets die Einheit der Geschichtswissenschaft... betont hat, so an Umfang der Interessen sich mit seinem Lehrer... vergleichen ließ.“ Er bot „Vorlesungen, die sich auszeichneten durch Klarheit, Übersichtlichkeit, Sinn für das Wesentliche, ergänzt durch Seminarübungen, die in vorbildlicher Weise eine methodische Schulung gewährten, eine Erziehung zu gewissenhafter Forschung in kritischem Geist, in Gegnerschaft gegen unselbständiges Nachsprechen und oberflächliche Verallgemeinerung, in unbestechlichem Wahrheitssinn“. „Er war kein Vielredner und kein Vielschreiber, ein Universitätslehrer alten Stils, der selten aus dem Kreise seiner Studenten und Fachgenossen hinaustrat, aber was er gab, war bis ins kleinste durchgearbeitet.“ „Er bleibt vorbildlich in der schlichten Sachlichkeit, in der Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit; sein Hauptwerk wird auf lange Zeit für alle Forschung auf diesem Gebiet Ausgangspunkt und Grundlage bilden.“

Es ist ein denkwürdiger, dankbar zu vermerkender Zug in der Geschichte der historischen Disziplin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, daß das Ethos geistiger Kontinuität, auf dem unser gesamtes europäisches Bildungserbe ruht, sich hier einmal darin dokumentiert hat, daß auf Nissen und Ritter als Forscher und Lehrer Wilhelm Levison gefolgt ist, der wesentlichen Anteil daran besitzt, daß diese Hochschule nach langer Unergiebigkeit auf dem Feld der Mittelalterforschung die ihr zukommende Aufgabe wahrgenommen hat.

QUELLEN UND LITERATUR

Akten der Philosophischen Fakultät betr. Prof. Levison und Akten des Kuratoriums der Universität betr. Prof. Levison im Universitätsarchiv Bonn. — Nachlaß Levison im Universitätsarchiv Bonn. — Nachlaß Schulte in der Universitäts-Bibliothek Bonn. — Wilhelm Levison 1876—1947. A Bibliography, Oxford 1948. — *W. Levison*, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit (mit Vorwort von *Walter Holtzmann*), 1948. — *Ders.*, Die Siegburger Familie Levison und verwandte Familien, 1952.

Berichte über die Jahresversammlungen der Centraldirektion bzw. die Herausgabe der Monumenta Germaniae Historica 1899—1933, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 25—50, 1899—1935; Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde (Monumenta Germaniae Historica) Jahresbericht 1934 in: Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters 1, 1937.

H. Rall, Wilhelm Levison, in: Histor. Zeitschr. 169, 1949.

W. Holtzmann, Wilhelm Levison, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 8, 1951.

P. E. Hübinger, Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn (Bonner Historische Forschungen 20), 1963.

Ders., Gedenkrede auf Walther Holtzmann, in: *memoriam Walther Holtzmann* (Alma Mater 17), 1965.

H. W. Erdbrügger, in: *Tradition und Gegenwart. Festschrift zur 125-Jahr-Feier des Städt. Humboldt-Gymnasiums Düsseldorf*, 1963.

H. Heiber, *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands* (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 13), 1966.

P. E. Hübinger, *Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte* (1974).

In *memoriam Wilhelm Levison (1876—1947). Reden und Grußbotschaften bei der Gedenkfeier der Universität Bonn zu seinem 100. Geburtstag* von *Th. Schieffer*, *H. Fuhrmann*, *P. B. de Gaiffier S. J.*, *H. Wieruszowski* (Alma Mater 40), Bonn 1976. Der Beitrag von Th. Schieffer erschien gleichzeitig in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 40, 1976.

Das vorstehende Lebensbild ist ein an mehreren Stellen veränderter Wiederabdruck des Beitrags über Wilhelm Levison, den der Verfasser in dem zur Hundertfünfzigjahrfeier der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität erschienenen Sammelwerk „Bonner Gelehrte. Geschichtswissenschaften“, Bonn 1968, veröffentlicht hat. Dem Verlag Bouvier (Bonn) gebührt der Dank von Herausgeber und Verfasser für die freundlich gewährte Erlaubnis zum Wiederabdruck in den „Rheinischen Lebensbildern“.